

Alles umsonst.

Roman von Walter Kabel.
(Fortsetzung.)

Ich bin allerdings zum Nachfolger meines Kollegen Werner bestimmt worden, der die bisherigen Ermittlungen geleitet hat, jetzt aber plötzlich in einem anderen dringenden Fall nach auswärts gerufen worden ist", antwortete Lönning. — „Ich hätte auch eine Bitte, gnädigste Frau. Meinete ich vielleicht sofort, noch ehe es dunkel wird, den Tatort in Augenschein nehmen? — Alles andere, was das Verbrechen angeht, habe ich bereits von meinem Kollegen erfahren.“

„Aber gern, Herr von Lönning. — Lieber Baron“, hat sie den Tür am nächsten liegen den Oberleutnant, „Mögen Sie es bitte dreimal. Da dicht hinter Ihnen an der Wand befindet sich der Druckknopf.“

Als der Diener erschien, handigte sie Lönning mit seinem Handschuh einen Schlüssel aus.

„Ich bin ganz gehoramt gemacht“, erklärte sie. „Herr Kriminalkommissar Werner sprach heute vormittag meinem Manne gegenüber den Wunsch aus, daß in meinem Schlafzimmer nichts berührt werden sollte, bis er wiederkäme. Ich habe es daher abgeschlossen. Hier ist der Schlüssel. — Franz, führen Sie den Herrn Kommissar in den Seitenflügel und geben Sie jede gewünschte Auskunft.“

Als Lönning in Begleitung des Dieners das Schlafzimmer betrat, schaute er sich darin zunächst nur flüchtig um und ging dann sofort auf den Balkon hinaus, der zu den beiden Schlafzimmern des Ehepaares gehörte und auch von jedem der Zimmer aus betreten werden konnte. Nachdenklich sah er die Einzelheiten, wie das Verbrechen nach Ansicht Werners begangen sein mußte, nochmals vergegenwärtigend, bläute er in den Hof hinab, wo die arnseligen, längst entblätterten Linden standen, deren eine der Dieb wahrscheinlich erklütert hatte, um sich zu überzeugen, ob das Schlafzimmer Frau Listows leer war. Dann wanderten seine Augen bis zu den Atelierfenstern des jungen Malers empor. Er begriff jetzt vollkommen, daß Werners Verdacht gegen Guido

Gebhard durch die örtlichen Verhältnisse nur noch verstärkt worden war. Eigentlich doch eine großartige Leistung von seinem Kollegen, wie dieser all die feinen Kombinationen so trefflich aneinandergereiht hatte. Schade nur, daß diese ganze Geistesarbeit umsonst gewesen war. Und hier sollte nun er, Ferdinand Lönning, mit seinen geringen Erfahrungen zupacken und die auf dem toten Punkt angelangte Geschichte wieder flott machen, — hier, wo Werner, der „große Werner“ sogar versagt hatte! — Ihm wurde immer unbehaglicher zu mut. Vorbeeren gab's hier für ihn sicher nicht zu holen.

Leise aufseufzend verließ er den Balkon und trat in das

Schlafzimmer zurück, wo Frau, noch immer wartend neben dem berühmten Kräftertisch stand, in dessen geschlossener Glasplatte sich noch vor etwa zwölf Stunden die farbigen Strahlenbüschel der Diamantengeschmeide wiedergepiegelt hatten. Lönning bläute sich in dem mit lichtblauem Stoff ausgeschlagenen Kamine jetzt etwas eingehender um. Aber zu legen gab's da leider nichts Besonderes. Und nur um legend etwas zu fragen, wandte er sich schließlich an den Diener.

„Die Tür dort führt in das Zimmer des Kommerzienrats?“

„Ja wohl, Herr Kommissar.“

„Gut. — Dann brauche ich Sie jetzt hier nicht mehr.“

Franz verschwand auf diesen deutlichen Wink hin sofort. Der frühere Leutnant der Kaiserjäger lehnte sich gegen das Fußende des breiten französischen Bettes und starrte mit übereinanderge schlagenen Armen ziemlich mißmutig vor sich hin. — Sollte er denn wirklich hier wieder fortgehen, ohne auch nur das geringste neue entdeckt zu haben? — Und wieder rief er sich all das ins Gedächtnis zurück, was Werner ihm über diesen schwierigen Fall mitgeteilt hatte. — Halt. — Ein Gedanke. In der verfloßenen Nacht hatte es geregnet. Konnte da der Dieb, der doch von dem nassen Hofe her in das Zimmer gekommen war, nicht vielleicht auf dem glänzend gebohnerten Fußboden Spuren hinterlassen haben? — Ob Kollege Werner daran nicht gedacht hatte?

Und aufgerüttelt durch diese bescheidene Hoffnung kniete sich Lönning schnell dicht bei der offensichtlichen Balkontür nieder und musterte die Dielen immer aufs neue mit größter Ausdauer. Kein



Ein Wilhelm Busch-Denkmal in Wiedenau. (Mit Text.)

Fleckchen, keine Kratzspur entging seinen Blicken. Aber das, was er suchte, fand er nicht. Auch nicht vor dem Frisiertisch, wo der Dieb doch notwendig einige Sekunden auf einer Stelle stillgestanden haben mußte, als er die Brillanten zusammenraffte. Dort hätten dessen leuchtende Schuhsohlen unbedingt auf dem tadellos blanken Boden einen matten Abdruck zurücklassen müssen — unbedingt! Und feucht mußten die Sohlen bei dem ankaltenden Regen der gestrigen Nacht gewesen sein, zumal der Spitzhube doch fraglos ohne lauges Zögern vom Hof her in das Zimmer eingestiegen war und seine Schuhsohlen daher in der kurzen Zeit unmöglich trocken geworden sein konnten! — Wie reimte sich aber dieser negative Befund mit der Theorie seines Kollegen Werner zusammen? Wie?!

Lönnig erhob sich hastig. Sein Denken hatte eine ganz neue Richtung genommen. Ja, er mußte die Geschichte hier anders anpacken, wenn er zu einem Erfolg kommen wollte. Bisher hatte er die Sache immer nur von den Gesichtspunkten aus betrachtet, die ihm von Werner vorhin auf dem Polizeipräsidium in so erschöpfender Weise entwickelt worden waren und die in der Annahmegipfelten, daß ein unbekannter Täter von außen in das Schlafgemach eingedrungen sei. Und diese Annahme hatte ihn auch dazu bestimmt, auf dem Fußboden nach Spuren zu suchen. Er war also gleich mit einer fertigen Ansicht über die Art der Ausführung des Verbrechens an seine Aufgabe herangegangen, — ein Fehler, vor dem der alte Kriminalinspektor Wieling in Frankfurt, der ihn in die Praxis der kriminalistischen Tätigkeit eingeweiht hatte, nie genug warnen konnte. Also fort mit all dem, was der Kollege ihm als gutgemeinte Fingerzeige mitgeteilt hatte. Aus den nackten Tatsachen und dem, was er selbst daraus weiter zu kombinieren vermochte, mußte er sich seine eigene Theorie aufbauen. — Und so lehnte er sich abermals gegen das breite, elegante Bett und grübelte und grübelte. Sorgfältig wog er eine Möglichkeit gegen die andere ab. Aber immer wieder kam er jetzt dabei zu dem anfällenden Moment zurück, daß die nassen Schuhe des Diebes so gar keine Spuren hier in diesem Zimmer hinterlassen hatten. Dieser Umstand gewann stetig an Bedeutung. Er mußte sich daher unbedingt über diesen Punkt völlige Sicherheit verschaffen. Da stand ja eine Wasserkaraffe auf dem Nachttischchen. Schon hatte er sein Taschentuch angefeuchtet und rieb sich nun die Sohle seines linken Stiefels damit ein. Daß einige Tropfen dabei auf den Boden flossen, kümmerte ihn wenig. Dann wartete er eine Weile und stellte nun den Fuß fest auf den Boden auf. Als er ihn nach einigen Sekunden wieder hochhob, war ganz deutlich auf der glänzenden Schicht der dunklen Bohnermasse ein trüber Fleck zu sehen. Aber — würde der auch von Bestand sein oder etwa nach einiger Zeit wieder verschwinden? — Na, davon konnte er sich später überzeugen. Inzwischen war's vielleicht ganz angebracht, einmal in das nebenanliegende Zimmer des Kommerzienrats einen Blick zu werfen. —

Franz war, als der Kommissar ihn weggeschickt, in die Küche zurückgekehrt, wo die beiden weiblichen Diensthofen ihn sofort mit allerlei Fragen beströmten. Bereitwillig erteilte er jede Auskunft. „Noch einen zweiten Kriminalkommissar haben sie uns jetzt hergeschickt“, sagte er etwas geringschäftig. „Der wird auch nichts finden. Das ist so ein ganz feiner. Aber scheinbar doch etwas gemüthlicher als der Werner, der Vormittag hier war.“

Möglich schritt in den Korridor die Klingel des Haus-telegraphen. „Wiermal. Das gilt Ihnen, Beate“, meinte Franz und warf sich, ungeniert gähmend, in den Küchenstuhl am Fenster. — Das Stubenmädchen zupfte sich noch schnell vor dem Spiegel das weiße Häubchen zurecht und eilte davon.

Die Köchin legte jetzt schnell den Teller, den sie eben in dem Spülkasten gereinigt hatte, beiseite und trat ganz dicht an den Diener heran.

„Wissen Sie, Franz“, begann sie leise, „was mir vorhin eingefallen ist? Die Beate hat doch seit einiger Zeit einen Verehrer, der sich Techniker nennt. Der Mensch ist mir gleich nicht ganz geheuer vorgekommen. Und als wir letzten Sonntag im Orpheum auf dem Gefellenball waren, da hat er mich immer so recht neugierig ausgefragt, wie's hier bei uns im Hause zugeht. Ob unsere Herrschaft reich ist, ob viel Gesellschaften gegeben werden und noch manches andere. Damals fiel mir die Aushorcherei ja nicht auf. Wer denkt auch gleich etwas Schlechtes. Aber jetzt ... Gerade hier in Berlin sollen ja die Spitzhuben zuerst durch die Diensthofen sich so 'ne gute Gelegenheit auszuspiionieren suchen. Noch letzters stand was Ähnliches in der Zeitung. War's nun nicht möglich, daß ...“ Ihren Verdacht deutlich auszusprechen wagte sie doch nicht. Aber ihr frisches, rotes Gesicht verzog sich dafür zu einer Grimasse, die vielsagend genug war.

Franz, der sich hier im Reich der Nochtöpfe gern als den geistig Überlegenen aufstellte, wiegte sinnend seinen etwas groß getakelten Kopf hin und her.

„Möglich ist alles, Marie“, meinte er mit Pathos. „Aber beweisen, beweisen! — Hat der Schatz von der Beate sich denn auch nach den Brillanten unserer Gnädigen erkundigt? — Das wäre vielleicht von größerer Bedeutung.“

Marie senkte etwas verlegen das schon leicht ergraute Haar, auf dem der falsche Zopf so verräterisch mit seiner stumpfen braunen Farbe von dem übrigen Haar abfiel.

„Ich will man ehrlich sein“, erwiderte sie dann zögernd. „Was fragt hat er nicht danach. Aber ich habe ihm selbst davon erzählt. Eigentlich nur um so'n bißchen zu prahlen.“

Franz riß seine Augen ganz weit auf. „Und das haben Sie der Polizei bisher verschwiegen, Marie? Wie konnten Sie nur?“

„So wahr ich lebe — ich hab' wirklich erst eben dran gedeht“, verteidigte sie sich mit Eifer. „Und wenn Sie meinen, daß es wichtig ist, Franz, dann sagen Sie's mir dem neuen Kommissar. Aber nicht so, daß Beate etwas davon erfährt. Ich will mich nicht mit ihr verfeinden. Sie hält auf den Karsten große Stücke.“

„Nichtig — Karsten heißt er“, brumnte Franz mit der Miene eines strengen Staatsanwalts. „Also, Marie, — ich werd's dem Kommissar schon nachher noch beibringen. Am besten, ich lade mich im vorderen Flur auf. Wenn er dann aus den Schlafzimmern zurückkommt, bietet sich 'ne unauffällige Gelegenheit dazu. Es wird schon ...“

„Pst — Beate!“ warnte die Köchin und hatte bereits wieder einen Teller vor, den sie, die Gleichgültige spielend, abtrocknete.

Das Stubenmädchen hatte kaum die Küchentür ins Schloß gedrückt, als sie auch schon kopfschüttelnd losplatzte:

„Kinder, wat mit unserm Fräulein los is, daß mögen die Götter wissen!“ Für gewöhnlich berlinerte sie nicht, weil's ihr zu ungebildet vorkam. Aber in der Erregung verfiel sie doch bisweilen in den lieblichen Dialekt ihrer Kindertage, wenn sie sich auch immer recht bald wieder auf sich selbst bekam. „Also die gnädige Frau sagt, ich soll Fräulein Asta in den Salon bitten. Der Herr Baron sei da. — Wir wissen ja, was unser Fräulein von dem Baron hält. Sie sagt also zu mir: Ich habe Kopfschmerzen. — Ich wußte gleich Bescheid, was das für Kopfschmerzen sind. Dann sag' ich: Der Herr Baron hat noch einen anderen Herrn mitgebracht, einen neuen vom Kriminal, und der sieht sich jetzt das Schlafzimmer der gnädigen Frau an. — Gleich war sie anders, springt auf, fragt das Blau vom Himmel herunter. Alles von dem neuen Kommissar. Und dann sagt sie: Ich werde kommen, — und jetzt ist sie auch schon im Salon. — Weiß Gott, was das alles zu bedeuten hat? Schon morgens hat sie doch den Portier so komisch ausgehört, reut dann zu Herrn Gebhard ins Gartenhaus, und nach dem erkundigt sich wieder der Kommissar, der zuerst hier war, bei der Schubert so auffallend genau ... Daran soll ein anderer hing werden. Ich weiß nicht, ich hab' so das Gefühl, als ob ... Aber ich will mir nicht den Mund verbrennen. Sicherer ist schon, man behält alles für sich.“

„Stimmt“, sagte Franz und erhob sich. „Besonders wenn man so'n Zeug zusammenstellt, das doch nur Unsinn ist.“ Dann verschwand er, um dem Kommissar aufzulauern.

6.

Franz hatte Glück. Erst wenige Minuten hatte er sich in dem Sterridor des linken Seitenflügels herumgedrückt, anscheinend eifrig den Stab von den Pancelbrettern wischend, als sich die Tür des Schlafgemachs der Kommerzienrätin öffnete und Lönnig heraustrat.

„Ah — gut, daß ich Sie treffe“, begann dieser sofort und winkte den Diener herbei. „Treten Sie ein. Ich habe Sie noch etwas zu fragen. Nichts, was mit dem Diebstahl zusammenhängt“, fügte er hinzu, als sie wieder in dem Zimmer Frau Listow standen, wo es jetzt schon ziemlich dämmerig war. „Sie können mir über einiges Auskunft geben, was gerade herrschaftliche Diener am besten zu wissen pfelegen. Ich bin erst kurze Zeit in Berlin und kenne die hiesigen Geschäfte so gut wie gar nicht. Sie können vielleicht ein guter Schuhmacher bekannt, — nicht allzu teuer. Ich lege aber Wert auf vorzüglich fessende Fußbekleidung.“

Der ohnungslose Franz fühlte sich durch diese Venteligkeit des Kriminalkommissars außerordentlich geschmeichelt.

„Ich wüßte schon einen Schuhmacher, der tadellos arbeitet“, meinte er eifrig. „Der Herr Kommerzienrat ist dort ebenfalls Kunde. — Weinhard in der Marktstraße, — Marktstraße 233, gleich am Savignuplatz.“

„Und der Kostenpunkt? — Was würden zum Beispiel ein Paar Lackschuhe für Gesellschaftsschuhe kosten?“ feuerte Lönnig flug berechnend immer näher auf sein Ziel zu.

„Der Herr Kommerzienrat hat noch letzte Woche ein solches Paar geliefert bekommen. Preis dreißig Mark. Wenn Sie es mir sehen, kann ich die Schuhe holen, damit Sie sich die Machart ansehen, Herr Kommissar“, erklärte Franz mit größter Bereitwilligkeit.

„Wenn Sie so gut sein wollen“, sagte Lönnig, ohne sein aimloses Interesse an diesem Zwischenpiel jedoch irgendwie zu verraten.

Die Sahara, wo der heulende Schakal und der beutelüsterne Tuareg der furchtamen Karawane folgt. Wo über dem Schrei des ermatteten Wanderers das Donnergebrüll des Löwen dröhnt, die Lanze und der Katagan des mordgierigen Feindes schwebt.

Wenn, wie der große römische Dichter singt, der, welcher sich auf das große unendliche Meer hinauswagt, die Brust dreifach mit Erz umpanzert haben soll, so muß wahrlich derjenige, welcher sich in die Gefahren der Sahara stürzt, das Herz selbst von Erz haben. — Aber was auf der Erde vermag wohl die Habsucht, den Haß, die Eitelkeit und die Torheit des Herrn der Schöpfung zurückzuschrecken? —

Auf dem Abhang der Felsen, zwischen Gesteinstrümmern, spärlichen Matteen und niedrigen Fächerpalmen fast verborgen, stand ein kleines Zelt von jenem dunklen Filzstoff, wie ihn die Araber für ihre lustigen Wohnstätten lieben.

Dicht neben dem Zelt lag wiederläuend eines jener langhalsigen Dromedare von der so seltenen weißgrauen Rasse, welche wegen ihrer wunderbaren Schnelligkeit so sehr geschätzt sind und deren Reime — um den arabischen Ausdruck zu gebrauchen — „die Erde vererschlingen“. — Der Araber treibt mit diesen Tieren denselben Kufus wie mit den schönen Pferden der echten Rasse. Und nie, oder doch nur äußerst selten, gelangt ein Europäer in den Besitz eines solchen Hemdromedars.



William Gahner,
Bürgermeister von Kemnath. (Mit Text.)

Tennoch aber war der Besitzer dieses edlen Tieres ein Europäer, obgleich man ihn seiner Tracht und seines Gehabens wegen kaum für einen solchen zu halten geneigt sein mochte.

Eine ungewöhnliche Erscheinung war der Mann, der da, nachlässig an einen Felsen gelehnt, scharf in die Wüste hinausspähte.

Obgleich ein dunkler Stablenburnus seine Gestalt fast völlig umhüllte, sah man doch, daß diese groß und kräftig war.

Er trug die roten Hosen der französischen Militärs und Stiefel von rohem, starkem Leder. Sein Oberkörper steckte in einem wollenen Jagdhemd, das unter der Taille von einem breiten Ledergürtel zusammengehalten wurde.

In diesem steckte als einzige Waffe, außer der griffbereit am Felsen lehrenden Büchse, ein langer tunesischer Dolch mit breiter, krümmender Klinge und einem Griff von Elfenbein.

Von dem Gesichte des Mannes war wenig genug zu sehen, da er die Kapuze seines Burnus tief in die Stirn gezogen hatte. Alles was man zu erblicken vermochte, war ein dichter schwarzer Vollbart um ein Paar blutrote Lippen, und eine fast braun gebrannte kräftige Nase, über der zwei dunkle Augen in düsterem Feuer brannten. —

Lange stand er so und starrte hinaus in die unabsehbare, laut- und bewegungslose Fläche.

Plötzlich richtete er sich straff auf und sahste mit etwas vorgebeugtem Oberkörper eine fernen am Horizont sichtbar werdende kleine Staubwolke fest ins Auge.

Langsam glitt seine Hand unter den Burnus. Ein Krimscheer kam zum Vorschein, durch den er eine Weile scharf die Einside vor sich musterte.

Das Ergebnis mußte ihn befriedigen, denn

tief aufseufzend steckte er das Glas fort und lehnte sich wieder wartend an die Felsenwand. — Die Staubwolke vergrößerte sich rasch, teilte sich endlich, und nun konnte auch das unbewaffnete Auge bereits die Konturen eines mit ganz unheimlicher Geschwindigkeit heransausenden Kameles erkennen.



Zuckerrohrhändler in den Njambarabergen von Deutsch-Südafrika. (Mit Text.)

Näher und näher flog das Tier, und in kaum einer Viertelstunde hielt der Reiter an Fuß der Felsen.

Auf einen kurzen Anruf ließ sich das Kamel nieder. — Der Reiter stieg ab, löste von dem Sattel einen Schlauch mit Wasser, aus welchem er sein erregtes am Boden verharrendes Kamel tier sorglich trankte. Nachdem er ihm dann noch ein Säckchen mit Bohnen an dem Kopf befestigt, eine Weile leise zu ihm gesprochen und es liebevoll geklopft hatte, sahste er seinen Burnus und begann langsam den Felsen emporzuklimmen.

Der Mann oben rührte sich nicht. Seine Klammernaugen des Antönnlings. Und erst als sichtbar wurde, ging er ihm lang

folgten indes jeder Bewegung dessen Kopf über dem Plateau jam einige Schritte entgegen.

Der Araber — denn ein solcher war es — hatte jetzt den Gipfel des Felsens erreicht. Tief aufatmend blieb er einige Augenblicke stehen. Dann schritt er ruhig und gelassen auf den Wartenden zu, hob die rechte Hand und sprach mit klangvoller Stimme in den tiefen Gutturaltönen der Eingeborenen:

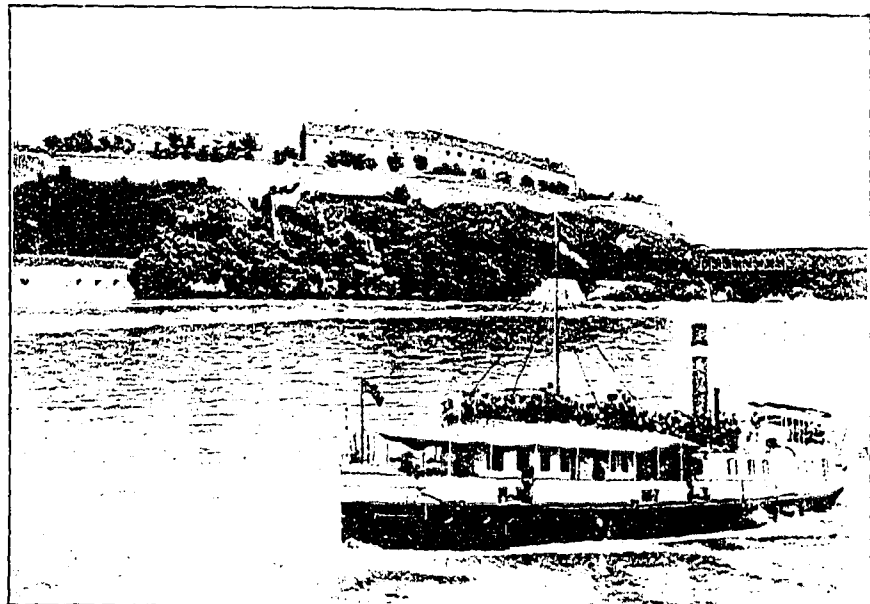
„Di Erbi!“ das heißt: „Ein Eingeladener Gottes“.

„Marjaba-bid! Du bist willkommen! Tritt in mein Zelt und nimm, was ich dir zu bieten habe!“ klang es ernst und feierlich zurück.

Schweigend senkte der Araber sein Haupt und betrat, gefolgt von dem Europäer, das Zelt, wo sich beide auf den daselbst ausgebreiteten Teppich hockten. — Ebenso schweigend nahm der Araber von einem Teller ein Stück Brot, lauchte es in Salz und aß es. Mit diesem Zeichen des Friedens hatte er



Das erneuerte Rußlanddenkmal in Greiffenberg i. Schl. (Mit Text.)
Fot. W. Rother, Greiffenberg



Ein neuer österreichischer Kriegshafen an der Donau. (Mit Text.)

sch unter den heiligen Schutz der Gastfreundschaft gestellt. — Dann sah er ernt und fragend auf seinen Wirt, der inzwischen einen Tschibuk entzündet hatte, den er seinem Gast mit den Worten reichste: „Friede sei mit dir, Abu Said, edler Scheich der Beni Marlesch. Ruhm und Ehre folge den flüchtigen Füßen glücklicher, deines Zuchtstreffes!“

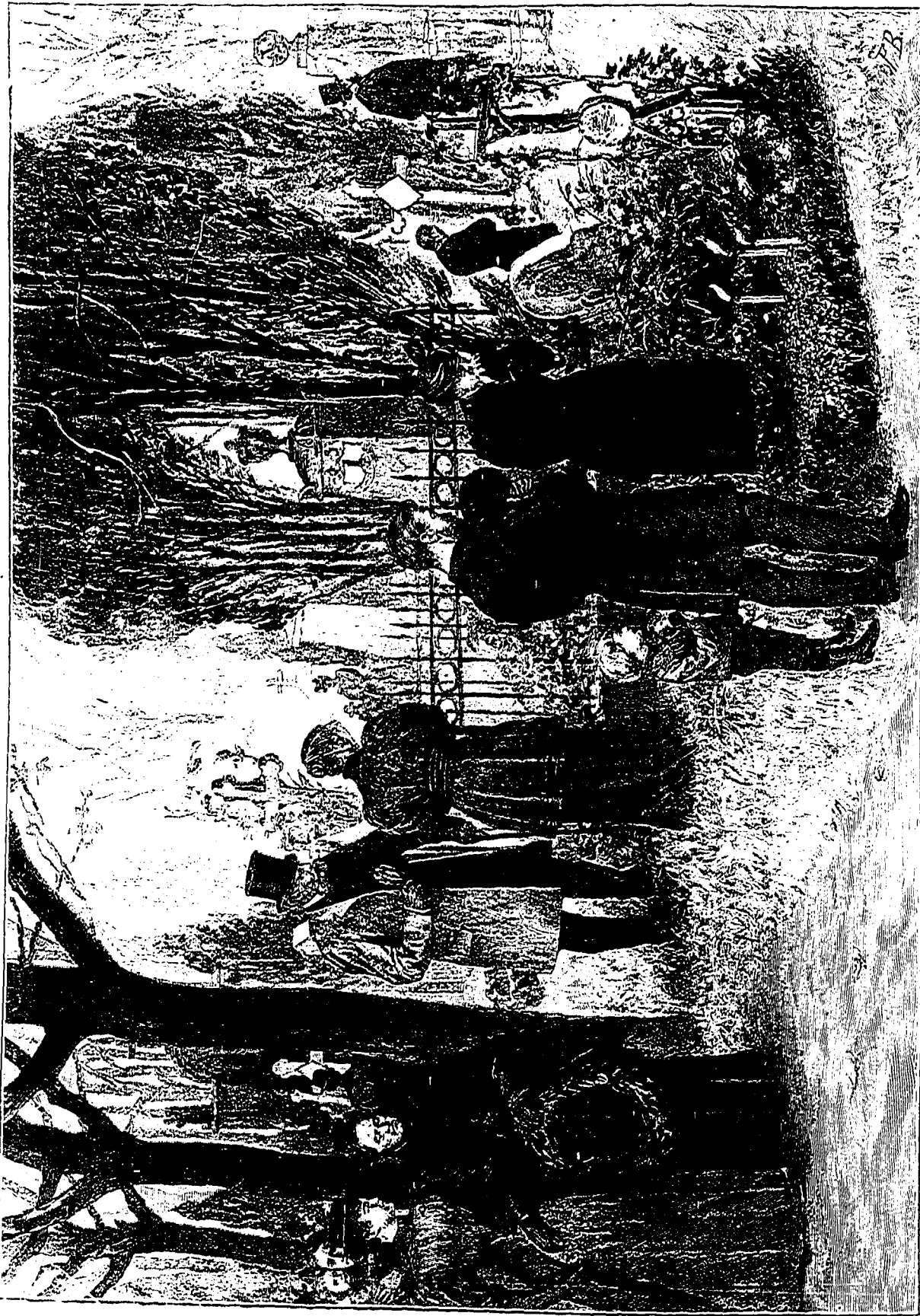
Tausend neigte der Angeredete den Oberkörper, ergriff die Pfeife und tat langsam ein paar Züge. Lange verharrte er in Schweigen, das Haupt tief gesenkt. —

Reichend betrachtete ihn sein Wirt. — Scheich Abu Said mochte etwa sechsundzwanzig Jahre zählen. Aber obgleich noch jung, war er nicht bloß unter den Stämmen der Wüstenarabier, sondern der ganzen Arabia, des Liban und der Küste Palästinas hochberühmt. Von den Franzosen nicht ohne Mißgunst und Beidergüte betrachtet — war er doch ein Abkömmling ihres einst unschätzbaren großen Feindes Abd-el-Kader —, und er machte aus seinem Haß gegen die Fremden auch durch sein Wohl. Von mittelgroßer, schlanker Gestalt, jedes überflüssigen Fleisches beraubt, bestand er fast nur aus Haut und Muskeln, wie die berühmten Krieger seiner Heimat. —

Er hatte die Kapuze seines Burnus zurückgeschlagen und zeigte unter dieser den kleinen Kopf mit dem geschorenen Haar durch ein grünes seidenes Tuch turbanartig umwickelt. —

Seine Züge waren intelligent, seine Nase groß und schmal, und das schwarze Auge selbst in seiner gewöhnlichen Ruhe stolz und blickend. Im Affekt mußte sein Ausdruck furchtbar sein. Ihm und Wangen beschattete ein großer, schwarzer Bart, aus dem die spitzen Zähne raubtierartig blühten.

Bei der Öffnung des Burnus zeigte sich seine Brust in einer reich mit Gold gestickten türkischen Weste von grünem Stoff geteilt, während ein Schal von roter tunesischer Seide das weiße Araberhemd und seine schlante Taille über den breiten Hüften umschloß. Seine Waffe steckte in diesem Gürtel, den sonst ein ganzes



Am Morgen des 1. — Von Paul Bender

Arsenal von Pistolen und Dolchen zierte. Seine Geschicklichkeit in den Waffen, sein Mut und seine Tapferkeit als Krieger und Jäger waren berühmt und selbst von seinen Feinden anerkannt. Er selbst hielt nur einen Menschen auf der Welt in diesen Dingen für seinen Meister. Das war sein augenblicklicher Wirt!

El Matadreo, der Löwentöter, der ihm das Leben gerettet hatte, und den er deshalb zugleich liebte und hasste.

Endlich hob der junge Scheich den Kopf. Seine Augen flammten jäh in die des Matadreo. Und langsam mit der schmalen, feinen Hand auf die untergehende Sonne deutend, sagte er ernst:

„El Matadreo hat mich gerufen zu der Zeit, wenn das Tagesgestirn sich anschiden wird, in das Meer zu tauchen. Da bin ich. Was mein Bruder mir sagen, was er wünscht!“

Der Matadreo zögerte etwas. Sein forschender Blick glitt abwägend über das düstere Gesicht seines Gegenübers, dann antwortete er langsam: „Dein Auge blickt finster, und ich hätte doch eine große Bitte an dich.“

Leicht berührte der Scheich seine Hand. „Der tapferere Franke möge sprechen. Er, der dem Löwen, ohne mit der Wimper zu zucken, in das Auge sieht, weiß, daß Abu Said El Markesch sein Freund ist, und alles, was er befielt, ihm zu Gehorche steht!“

Der Löwentöter nickte. „Ich kenne deine offene Hand. Aber ich bedarf nicht deiner Güter. Was ich von dir erbitte, ist etwas Schweres für dich, und es wird deinem Herzen Überwindung kosten, mir die Wabe zu bewilligen!“

„Der Koran spricht: Je schwerer die Überwindung, desto größer das Verdienst! — Abu Said verdankt dem Matadreo sein Leben. Und als der Löwe, der auf seiner Brust stand, von der Kugel des tapferen Franken getötet wurde, hat er geschworen, sein Schuldner zu sein und diese Schuld zu lösen! — Der Scheich der Markesch hat nichts, was er nicht gern dem Fremden darbieten würde, und wäre es selbst Kafi, seine Lieblingsfrucht mit den gesüßtesten Früchten.“

„Auch deine Schwester Zoraida?“

Der Scheich fuhr zurück. Die Falten auf seiner Stirn vertieften sich. Jäh flammten seine Augen auf. „Was willst du damit sagen? — El Matadreo verachtet die Weiber — wir haben oft genug zusammen gesagt, daß ich es wissen kann!“

„Es muß Offenheit zwischen uns herrschen, edler Scheich“, rief wieder der Löwentöter. „Ja, es ist wahr, ich verachtete die Weiber, bis — ja, bis ich deine Schwester, die Perle des Tales, kennen lernte. Aber diese Liebe ich mit aller Glut meiner Seele. Jeder Atemzug gehört ihr. Auch sie liebt mich, und ich will sie zu meinem Weibe machen! Wohl weiß ich, daß ich zu arm bin, um dir das Brautgeld zu bieten, das die Tochter deines Geschlechtes verdient. Deshalb, und nur deshalb, werfe ich das kleine Verdienst, das ich mir durch einen glücklichen Zufall erworben konnte, in die Waagschale, und bitte dich, mir dafür Zoraida zu geben!“

Der Scheich war aufgesprungen. Düster starrte er auf den Boden. Gewaltige Leidenschaften durchtobten offenbar seine Brust. Auch der Matadreo hatte sich erhoben und blickte gespannt auf seinen Gast.

„Das Blut Zoraidens stammt aus den Adern Omars. — Du weißt nicht, was du verlangst, Franke“, murmelte der Araber endlich dumpf.

„Ich weiß es, Scheich! Darum eben erinnerte ich dich an jenen Schuß!“

„Sie ist eine Gläubige, — und du bist ein Giau!“

„Die Ehen zwischen Eingeborenen und Christen sind in diesem Lande nichts Seltenes. Wir glauben alle an einen Gott!“

Wieder schwieg der Scheich längere Zeit. Mit fieberhafter Spannung beobachtete ihn der Löwentöter. Endlich zuckte er auf. Ein Blick tödlichen Hasses streifte den Matadreo. Er schien einen Entschluß gefaßt zu haben. Dann sagte er eilig:

„Abu Said el Markesch, der Sohn Nadurs, des großen Scheichs der Wüste, hat noch niemals sein Wort gebrochen. Er gab es dem Matadreo. — Wird die Schuld Abu Said's gegen ihn als geklärt betrachtet, wenn er sich verpflichtet, ihm seine Schwester Zoraida morgen, wenn die Sonne im Mittag steht, als Eigentum zu geben? Er möge es wohl bedenken, daß die Markesch dann frei von jeder Verpflichtung gegen ihn sind!“

Die Stimme des Arabers klang stahlhart, und der Matadreo bemerkte nicht den heimlichen Triumph, der aus seinen dunklen Augen flammte. Glühend rief er:

„Es gibt nichts auf der Welt, das ich mehr liebe, als meine Schwester. Ich bin der glücklichste Mensch unter der Sonne, wenn die Taube der Wüste mein Zelt teilt! — Ich gebe dir gern dein Wort zurück, Abu Said, betrachte mich ewig als deinen Blutsfreund, wenn du mir Zoraida gibst!“

„Du sollst sie haben! — Bei dem Grabe Nadurs, unseres Vaters, der im Kampfe gegen die Franken fiel, morgen, wenn die Sonne im Mittag steht, magst du sie holen. Die Braut wird den Liebsten erwarten, allein, ohne ihre Verwandten, nur von zwei Sklaven begleitet, an den sieben Palmen zwischen hier und der Festung der Franken. Nichts soll an ihrer Mitgift fehlen!“

„Ich kenne den Ort! — Ich danke dir, Abu Said, du hast edelmütig gehandelt!“

Wieder flammte es düster in den Augen des Scheichs auf. Langsam und schwer ernst antwortete er:

„Danke mir nicht zu früh, Matadreo! — Du hast durch deine Bitte meine Seele zerschnitten. Einen schlimmen Handel hast du gemacht. Von dieser Stunde sind Abu Said und der Matadreo nur der Araber und der Franke. Möge dein Gott dich schützen. — die Markesch haben keine Pflicht mehr gegen dich!“

Mit einer stolzen Bewegung wies der junge Scheich seinen Wirt zurück, der in seiner Herzensfreude ihm tausend Dank und Beteuerungen aller Art ausdrücken wollte. Dann hüllte er sich in seinen Burnus und schritt dem Ausgang zu. Hier blieb er noch einmal stehen, faßte den Zipfel seines Gewandes und bewegte ihn, als wolle er den Staub dieses Ortes von sich schütten. Im nächsten Augenblick war er zwischen den Felsen verschwunden.

Vertraffen blickte ihm der Matadreo eine Weile nach. Etwas wie eine dumpfe Sorge wollte in ihm aufsteigen. Aber er war zu selig in diesem Augenblick, um lange trüben Gedanken nachzuhängen. Zoraida sein — o, das namenlose Glück!

Glühend warf er sich auf seine Knie, hob die Hände im Flüster: „Allwater über dem Sternenmeer — ich danke dir!“

(Schluß folgt.)

Allerseelen.

Nach einer wahren Begebenheit. — Von H. Schall.

(Nachdruck verboten.)

In geheimnisvoller Klang tönt aus diesem Worte. Als ich schon hatte sich bei mir die Meinung festgesetzt, daß in diesem Tage die Seelen aller, welche einst gelebt, den Scharplan ihrer Leiden und Freuden, Tugenden und Laster wieder betreten. Da war's mir immer, als fühlte ich ein sanftes Wehen, ein Flüstern um mich her, und nun, wo ich die Mitte des Lebens bereits überschritten habe, kann ich mich noch immer nicht von diesen Gedanken freimachen.

Traußen jetzt der Novemberwind durch die Straßen. Dort wird es und alle, welche ihre lieben Verstorbenen auf dem Friedhofe besuchten, eilen heim. Einsam sitze ich in meiner Stube. Und wieder wie als Kind ist es mir, als ob die Seelen aller, welche einst meinen Weg gekreuzt, sich um mich drängten. Zuerst die welche mir ganz nahe gestanden, mit welchen ich lange Jahre vereint gewandelt. Dann taucht hie und da eine Gestalt auf, flüchtig, traumhaft. Fremde, Bekannte, Gespielen aus der Kinderzeit, welche jung starben, ehe sie den Geist des Lebens kennen gelernt. „Lieblinge der Götter“, wie die Alten sagten, und da auf einmal sehe ich ein liebes Gesicht, ein fremdliches Auge vor mir auftauchen, mein liebster Gespieler. Ich sehe das alte Vorstadthaus mit den offenen Gängen, dem kleinen Gärtchen, in dem die großen Nußbäume stehen, die mit ihren Zweigen fast in die Fenster wachsen. Ich sehe die dunklen Ecken im Stiegenhause, wo wir so oft Verstecken spielten, und vor allem sehe ich meinen Jugendfreund Fritz lebhaftig vor mir. Seine Mutter war nur eine arme Witwe, die von der harten Arbeit und einer kärglichen Pension sich mühselig fortbrachte und im Hause zu ebener Erde ein kleines Kämmerchen mit anstößender Küche bewohnte. Aber der Fritz war mir der liebste Kamerad, und auch meine Eltern hatten den zwar ärmlichen aber stets rein gekleideten Jungen gern.

Sonntags war es immer am schönsten. Da kam eine eifrige Verwandte von Fritzens verstorbenem Vater — die Fräulein Fanny — ein schmächtiges, blaßes Mädchen, das in der Mädchenschule erzogen, und da sie niemanden hatte, so brachte sie ihre freien Sonntagnachmittage bei Fritzens Mutter zu.

Wenn die Fanny da war, war es besonders unterhaltend. Sie führten wir die Mädchen alle auf. Es gab zwar stets nur das handelnde Personen, aber uns genügte es. Der Prinz, der die Königsstochter erlöste, war immer der Fritz, die Königsstochter war natürlich die Fanny, und die Rolle des bösen Zauberers wurde stets von mir gespielt.

Die Zeit verging und wir wurden älter. Fritz mußte zu einem Schneider in die Lehre, weil er zu einem anderen Hande schwach war. Fanny lernte sticken und arbeitete für ein Geschäft in der Stadt, und ich mußte im Gymnasium viel lernen. Es bestand zwischen uns noch immer die alte Freundschaft, aber wir sahen uns seltener. Als ich dann im Sommer mit meinen Eltern zu Verwandten aufs Land reiste, vergingen Monate, ohne daß ich von Fritz etwas hörte.

Als ich im Herbst zurückkam, besuchte ich mich, meinen Jugendgespielen aufzusuchen. Wie erschrak ich aber, als ich ihn sah! Es war am Sonntag und er zu Hause. Bleich und abgemagert lag er beim Fenster und starrte hinaus. Seine Augen waren umringt und etwas unsagbar Mädes lag in seinem ganzen Wesen.

Die ganze Liebe zu meinem Jugendfreunde brach bei mir hervor. Ich bat ihn, mir zu sagen, was ihm fehle. Vielleicht könnte ich ihm helfen. Und er erschloß mir sein Herz.

Fanny und er hätten sich lieb, und er wäre mit ihr zu seiner Mutter gegangen, um sie um ihren Segen zu bitten. Er verdiene jetzt ein schönes Stück Geld, und auch die Fanny sei fleißig und in ihren Ansprüchen bescheiden. — Aber Frikens Mutter meinte, sie wären beide noch zu jung, und sie sollten mindestens noch zwei Jahre warten. Mit diesem Bescheid verließ Fanny Frikens Haus. Man war sie fort, so war auch Frikens Mutter ganz außer sich. Sie gebe niemals zu, daß ihr Sohn ein schwindsüchtiges Mädchen heirate. Fannys Vater sowie alle ihre Geschwister seien an dieser Arbeit gestorben. Und Frik mußte ihr feierlich versprechen, daß er mit Fanny nicht mehr zusammenkommen wolle.

„Du siehst,“ sagte mein armer Freund, als er seine Geschichte beendet hatte, „daß mir wohl niemand helfen kann.“ Ich versuchte ihn, so gut als es ging, zu trösten und verließ ihn.

Der Herbst verging, der Winter kam und mit ihm seine Zerkürungen. Ich sah Frikens wohl öfter, aber immer nur flüchtig. Unsere Wege waren zu verschieden. — So kam das Frühjahr, der März mit seinen rauhen Lüften, und da hieß es eines Tages, Frik wäre schwer erkrankt und würde wohl sterben müssen. Ich ließ mich nicht halten und eilte zu ihm hinunter. Bleich und regungslos lag er in den Kissen. Seine Mutter erzählte mir weinend, er hätte nie geklagt und sie habe, da er doch stets den ganzen Tag in der Arbeit sei, auch nie so recht bemerken können, daß er so elend aussehe. Gestern Abend, als sie von der Arbeit nach Hause kam, habe sie ihn bewusstlos am Boden liegend gefunden. Der schnell herbeigerufene Arzt behauptete, Frik müsse schon längere Zeit Blut gehustet haben. —

Täglich ging ich nun hinunter und brachte Wein, Kuchen, Tee etc. — aber mein Frik brauchte nichts mehr. Bewusstlos lag er da und atmete kaum. Da, auf einmal, am dritten Tag seiner Erkrankung, richtete er sich plötzlich auf, seine großen Augen blinzelten ins Leere und freudig rief er: Mutter, die Fanny ist auch da! Dann ging es wie ein Leuchten über sein bleiches Gesicht, er fiel zurück und hatte ausgelitten. . .

Im ganzen Hause gab es aufrichtige Trauer für Frik. Denn alle hatten den stillen jungen Menschen lieb gewonnen. Seine Mutter war trostlos. Und am meisten schmerzte es sie, daß sie kein eigenes Grab kaufen konnte. „Unter ganz fremde Leute kommt mein armes Kind!“ jammerte sie immer und immer wieder.

Der Tag der Beisetzung kam und — o wunderbar geheimnisvolle Schicksalsfügung — als ich die Leichenhalle betrete, um die lieben Züge meines armen Freundes zum letzten Male zu sehen, erblickte ich zu meiner Rechten ein anderes Opfer des Allbezwingers, aufgebahrt wie er und ein Bild des Friedens — seine Fanny!

Die Inhaberin des kleinen Stickeriegeschäfts, bei welcher Fanny gearbeitet hatte, war die einzige Leidtragende. Von ihr erfuhren wir, daß zur selben Stunde und am selben Tage Fanny im Spital gestorben sei, als Frik verschied. —

Nach der Beerdigung blieb ich noch lange an dem Grabe stehen und dachte daran, wie wir einst in unseres Lebens Lenz so fröhlich zusammen gespielt hatten. Und nun sollte ich sie nie mehr sehen! Eine unendliche Bitterkeit erfüllte mich. Warum mußten diese beiden Leben nur eine Kette von Sorge, Kummer und Arbeit?

Da fiel mein Blick auf einen verwitterten Grabstein, der in der Nähe stand, und ich las:

„Er wird trodnen alle Tränen,
Dann wird es weder Schrei noch Dual,
Noch Arbeit, noch Tod geben,
Denn was gewesen, ist vorüber —“

Und getröstet schritt ich heim. —

Hygienische Winke für die Schulkinder.

Der Winter mit seinen vielen Erkältungsgefahren bringt das Meer der kleinen Klagen in Gestalt von Schnupfen, Husten, Hals- und Mandelentzündungen für unsere Schulkinder mit sich, die diesen Uebeln doppelt ausgesetzt sind, weil sie meist recht harte Konstitution und oft wenig abgehärtet sind, bei Wind und Wetter zu früher Morgenstunde hinaus müssen und in der Schule mancher Ansteking erliegen.

Um die letztere nach Möglichkeit zu vermindern, sollte man jedem Schulkinde seinen eigenen Trinkbecher und sein eigenes Handtuch mit in die Schule geben, denn diese beiden Gegenstände sind in der Schule nur zu oft die Träger von Bazillen und haben manche Ansteking auf dem Gewissen.

Ein einfaches Aluminiumbecherchen in einem Beutelchen von Leder oder auch in das Zweckmäßigste für die Schule. Es findet leicht

neben dem Federkasten im Tornister seinen Platz, während ein kleines Handtuch von der Innenseite des Tornisterdedels gut verwahrt werden kann, entweder in einer Leinwandtasche, die man dem Deckelfutter annäht, oder durch zwei ebendasselbst befestigte Gurtbänder, durch die das zusammengefaltete Tuch gezogen wird. Das Handtuch muß ein- bis zweimal die Woche erneuert, der Trinkbecher täglich ausgewaschen werden und seine Hülle, bei der man das Wachtuch nach innen nimmt, ausgewischt werden. Ferner sollte mit Taschentüchern nicht gespart werden, und Tücher, die am Tage in der Schule benutzt werden, nach dem Heimkommen sofort in die Wäsche wandern.

Wenn man bedenkt, mit was allem das Taschentuch eines Schulkindes in Verührung kommt und wie es sehr oft auch als Staubklappen benutzt wird, dann wird man gern obigen Wink befolgen und den Mehrverbrauch an Taschentüchern zugestehen. Vor Eintritt des Schulweges ist es sehr empfehlenswert, das Kind mit kaltem Salzwasser gurgeln zu lassen. Das härtet die Schleimhäute des Halses ab und macht sie gegen die rauhe Morgenluft unempfindlicher, die um so mehr Schaden stiften kann, wenn das Kind unmittelbar nach Genuß des heißen Frühstückgetränks, also mit erhitzten Schleimhäuten, ins Freie geht.

Vor zu warmer Kleidung im Zimmer muß ebenfalls noch gewarnt werden. Lieber sei das Mäntelchen recht warm, damit der Unterschied zwischen der warmen Schulkubeluft und der Temperatur im Freien möglichst ausgeglichen wird.

Zum Schluß noch ein Wort über das Schuhwerk. Es sollte stets durch Behandlung des Oberleders mit warmem Rizinusöl und der Sohlen mit Leinölstrich wasserdicht gemacht werden und immer mit einer guten Einlegesohle versehen sein. Neuerdings verwendet man dazu vielfach Linoleum, das man sich selbst aus in jedem Linoleumgeschäft erhältlichen Resten zu Sohlen zuschneiden kann. Diese Einlegesohlen ersetzen die teuren und wenig haltbaren Korksohlen völlig, sind sehr angenehm im Tragen und sehr dauerhaft. Bei nassem Wetter sollten stets mehrere Paar Stiefel im Gange sein und oft gewechselt werden. Die nicht benutzten Paare stopfe man mit erwärmten Kleien- oder Sandsäcken aus (erst die Einlegesohlen entfernen und besonders trocknen) und trockne sie, mit den Sohlen nach oben, in der Nähe (aber nicht unmittelbar) des Ofens. Trockene, warme Füße bleiben immer eine Hauptbedingung für unsere Schulkinder. M. Sch.

Zeitvertreib

Der unerreichbare Taler.

In die Mitte eines Tisches, genau unter die darüber hängende Lampe, legen wir einen Taler. Dann nehmen wir einen zweiten Taler, den wir an einen Zwirnsfaden festgebunden haben, und legen ihn so darauf, daß sich beide Münzen vollkommen decken. Den Zwirnsfaden aber befestigen wir an der darüber hängenden Lampe, und zwar so, daß er eben angespannt ist, ohne daß der angebundene Taler etwa in die Höhe gehoben wird. Haben wir so alles vorbereitet, so fordern wir unsere Bekannten auf, den unteren Taler wegzunehmen; jedoch dürfen beim Wegnehmen weder der obere Taler, noch auch die Schnur berührt werden. Ferner ist es nicht gestattet, den unteren Taler etwa mit einem Lineol oder dergleichen wegzuschlagen. — Ebensovienig darf sich jemand einfallen lassen, den ganzen Tisch wegzutragen, auf dem der Taler liegen bleibt, während der andere ruhig weiter von der Lampe herabbaumelt. Alles wird ratlos sein und nach mancherlei vergeblichen Versuchen erklären, die Sache sei einfach unmöglich. Nun werden wir zeigen, daß es sehr wohl möglich ist, indem wir eine Feder in Wasser tauchen und den an ihr hängenden Tropfen von der Seite her auf den Taler fallen lassen, ohne ihn zu berühren. Es lassen sich auch noch andere Möglichkeiten denken, den Taler zu beiseiten, z. B. mit Hilfe eines kleinen Hölchleins, wie man sie zum Füllen der Tüllfederhalter benutzt, oder auch durch Anbläsen mit Hilfe eines Parfümzerstäubers und dergleichen. Sobald der Taler seicht ist, schwebt der obere, an ihm angebundene Taler ebenfalls in die Höhe, so daß man jetzt den unteren bequem hervorziehen kann. Das ganze Stimmstück beruht auf der bekannten Eigenschaft der Taler, sich beim Wasserwerden zu verflüchten, eine Eigenschaft, die bei anderen Gegenständen wie einem Feder sich in besonders hohem Maße zeigt.



gen, daß es sehr wohl möglich ist, indem wir eine Feder in Wasser tauchen und den an ihr hängenden Tropfen von der Seite her auf den Taler fallen lassen, ohne ihn zu berühren. Es lassen sich auch noch andere Möglichkeiten denken, den Taler zu beiseiten, z. B. mit Hilfe eines kleinen Hölchleins, wie man sie zum Füllen der Tüllfederhalter benutzt, oder auch durch Anbläsen mit Hilfe eines Parfümzerstäubers und dergleichen. Sobald der Taler seicht ist, schwebt der obere, an ihm angebundene Taler ebenfalls in die Höhe, so daß man jetzt den unteren bequem hervorziehen kann. Das ganze Stimmstück beruht auf der bekannten Eigenschaft der Taler, sich beim Wasserwerden zu verflüchten, eine Eigenschaft, die bei anderen Gegenständen wie einem Feder sich in besonders hohem Maße zeigt.

